

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 14

Artikel: Hinter dem Ende der Welt
Autor: Tappolet, Ursula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



hat. Der Gedanke belebt mich, dass mein Alter einmal ähnlich sein könnte, nicht nur aus Resignation und Abschiednehmen bestehen müsste. Ich wünschte mir eine ebenso helle Wohnung, die ich einrichten könnte, als wäre ich wieder jung. Ich wünschte mir Stille, aber doch eine Stadt in der Nähe. Ich wünschte mir Gesundheit, damit ich spazieren und wandern könnte und Enkel verwöhnen.

Ich wünschte mir, in aller Stille all das zu lesen, was ich bisher versäumte oder nicht verstand. Und ich wünschte mir vor allem so viel bejahende Offenheit allem Neuen gegenüber, wie ich sie heute nachmittag erfahren habe.

Neben mir schwätzt's von Zvierikuchen und Legohäusern, und «Morgen gehen wir grad wieder zu Doktor Müllers!» sagen die Buben.

Ursula Tappolet

Hinter dem Ende der Welt

Eine einfache Strassenkreuzung, etwas ausserhalb der Stadt, seit urdenklichen Zeiten heisst der Ort «Le bout du monde», «das Ende der Welt». Dahinter, etwas erhöht, ein riesiges Haus, viele Fenster, viele Zimmer.

Endlose Korridore überall, das Geräusch schlurfender Pantoffeln. Hier und dort auf einem Lehnstuhl eine Gestalt, ein schlafender alter Mann, zwischen den schlaffen Lippen der Speicheladen, silberne Spuren hinterlässt er auf dunklem Stoff.

Das grosse Haus ist voll. Alle Altersheime sind voll. Und die Warteliste lang. Wenn einer nicht mehr mitkommt, sei es, weil seine Augen blind, seine Gesundheit schlecht, seine Beine steif geworden sind oder sein Verstand sich verwirrt hat, sei es, weil seine Frau starb, oder weil das Haus mit der Altwohnung abgebrochen wird, dann schiebt man ihn weg. Hinter das Ende der Welt. Grosse Häuser hinter dem Weltenende gibt es überall. Wir haben uns daran gewöhnt. Und schliesslich sind wir noch jung, das Alter scheint uns unwirklich, weit entfernt — es geht noch unabsehbar lang, bis wir alt sein werden. Und dieses Irgendwann, einmal unentrinnbar — wir ziehen es vor, nicht daran zu denken. Die Jungen sind heute König, stehen zuoberst in der sozialen Rangstufe.

Mit Medizin und Kosmetik lässt sich die Jugend verlängern. Graue Haare werden gefärbt, Runzeln überdeckt, jeder, der nicht weggeschoben werden will, investiert jedes Jahr mehr Zeit und Geld in den Unterhalt einer leider trotzdem niemals ewigen Jugend. Die Schönheit eines runzligen Gesichtes sehen wir nicht mehr, glatte Haut ist Trumpf.

Noch nie standen wir auf so schlechtem Fuss mit dem Tod. Und noch nie war der alte Mensch so tief unten eingestuft in einer Gesellschaftsordnung.

Es gibt anderswo, vor allem in Entwicklungsländern, Agrarländern, Völker, bei denen die Alten zuoberst stehen, geachtet sind, just wegen ihres hohen Alters, ihrer Erfahrung und Weisheit. Diese Werte zählen in Industrieländern mit sich überstürzender Entwicklung nicht mehr.

Wir haben Angst vor dem Alter. Niemand steigt gerne die soziale Leiter hinab. Je mehr Angst wir haben, desto gründlicher verdrängen wir die Alten. Und je mehr wir sie wegschieben aus unserer Gemeinschaft, desto berechtigter ist schliesslich unsere Angst.

Wir versorgen die Alten in Heimen, die einwandfrei geführt werden, den heutigen Anschauungen und Möglichkeiten entsprechen. Saubere Zimmer,

Television, einmal pro Woche Film, Bastelwerkstätten, Bibliothek — wir tun, was wir können, in den Grenzen der Finanzen natürlich. Dass wir unsere Eltern zu uns nehmen, das ist schliesslich unzumutbar, die Wohnungen sind viel zu klein. Wir nähmen sie auch nicht, wenn wir genug Platz im Hause hätten. Weil sie keinen Platz mehr haben in unserem Leben.

Das Angewöhnen ist schwer

Die alte Frau sitzt in ihrer Wohnung, lange schon wohnt sie in diesem Haus. Ihre Kinder zog sie hier auf, ihren Mann pflegte sie hier bis zu seinem Tode. Sie ist müde. Die Söhne sagten: «Das kann so nicht weitergehen, du issst zu wenig, du trägst verlotterte Kleider, die Wohnung ist schmutzig. Wir können das nicht mitansehen», sagten sie, und schrieben die Mutter ein im Altersasyl. Heute wird sie abgeholt. Alles ist bereits verpackt, das bisschen Habe, das Platz finden wird im kleinen Zimmer, steht bei der Türe. Alles andere muss sie zurücklassen, Dinge, die zu ihrem Leben gehörten. Nur den Lehnstuhl nicht. In fast alle Altersheime darf ein Lehnstuhl mitgebracht werden. Weil die Alten sich nicht mehr an einen andern gewöhnen könnten. An das neue Bett können sie sich auch nicht gewöhnen, doch hier stehen die Prinzipien der Hygiene im Vordergrund. Das Bett ist denn auch ein Hauptgesprächsthema im Altersasyl.

Der alten Frau ist merkwürdig zu Mut. Sie steht auf, tritt zu diesem und jenem Möbel, öffnet eine Schranktüre, blättert in alten Briefen, betastet Stoffresten, Restenknöpfe. Mit all diesen Überbleibseln ihres Lebens hatte sie sich bis jetzt die Zeit vertrieben, Bilder, Erinnerungen waren lebendig geworden durch diese Dinge. Jetzt würde sie ohne auskommen müssen.

Es ist eine Vorübung auf die nächste Reise, gar nichts wird sie dann mitnehmen können. Doch schon diese Hauptprobe ist tödlich. Man stirbt ein

wenig mit jedem geliebten, gewohnten Ding, das man zurücklässt. Manche sterben dabei ganz, bringen sich um. Selbstmord vor Eintritt ins Heim ist gar nicht so selten.

Meist aber vollzieht sich der Übergang ohne Sensation, die alte Frau, der alte Mann kommen an im grossen Haus. Das Eingewöhnen ist für alle schwer. Oft weint eine Grossmutter tagelang, bis sie resigniert und sich ein neues Leben in verkleinertem Massstab einzurichten versucht. Manchmal bringt sich einer auch jetzt noch um, weil er sich nicht an die Hausordnung, die unzähligen Alten, den Zerfall ringsum gewöhnen kann. Und einige lassen sich völlig fallen, physisch und psychisch, werden geistesgestört. Sie werden in die Irrenanstalt weitergeleitet.

Die glückliche Insel

Einigen wenigen gelingt die Anpassung, es sind diejenigen, welche ihre eigene Welt mitbringen. Etwas, das man ihnen nicht nehmen kann. Einer sitzt am Fenster und malt, mit glücklichem Gesicht. Einer hat seine Bücher über Ornithologie und ein Vogelbrett. Eine freundliche Grossmutter stickt Wandteppiche, eine andere strickt für Enkelkinder. Es gibt auch ein Grüppchen Unternehmungslustige, die jede Woche per Bus bis in die Stadt hinunterfahren, sich an einen verkehrsreichen Platz stellen, um zuzuschauen. Der Verkehr, die Autos werden Symbol für das Leben schlechthin, durch Zuschauen hat man daran teil. Es sind Ausnahmen.

Was tun die andern? Sie sitzen und warten. Die Bibliothek bleibt ungenutzt, ein grosser, alter Mann sitzt vor vollen Bücherborden und schlaf. Basteln, Handwerken, Filme besuchen: «Sie wollen nicht», klagt die verantwortliche Pflegerin, «sie können sich nicht mehr aufraffen dazu.» Warten. Tagelang. Sie warten auf den Tod. Im Lehnstuhl sitzen sie, dösen, schlafen, warten. Es sind nur noch Scheinlebendige.

«Bitte», sagt der alte, zittrige Mann

im Empfangsbüro unten, «ich möchte nicht auf dem grossen öffentlichen Friedhof begraben werden, ich will sicher sein, dass man mich daheim in der Gemeinde begräbt.» Er insistiert dermassen, dass die Sekretärin sich umkehrt, ein Formular hinschiebt: «Extrawünsche sind schriftlich mitzuteilen.»

Der Tod, er wird sicher kommen, das wissen die Alten alle. Er ist sozusagen dauernd da. Der Mann am Nebentisch war heute nicht mehr da. Und die stille kleine Frau, wie ein Hausgeistchen sah sie aus in den langen Gängen, starb letzte Woche. Diskret, per Lift und Hintertür, transportiert man die Toten weg. Um die anderen zu schonen. Aber sie haben sich alle schon dermassen an den Tod gewöhnt, wissen, dass alles Versteckspielen nichts nützt, reden darüber, wie von der nächsten Alters-Teeparty irgendeines gemeinnützigen Vereines. Scheintote fürchten den Tod nicht, denn was hält sie am Leben? Oft nur die Kunst der Ärzte und Pharmazeuten. Heute werden viele älter als früher, leben dank regelmässig eingenommener Pillen, Tropfen. Das Problem der Alten wird grösser, weil ihre Zahl steigt.

1888 lebten in der Schweiz 170 000 Personen von mehr als 65 Jahren. Heute sind es 700 000. Im Jahr 2050 werden es fast anderthalb Millionen sein. Das Altersproblem ist eines der dringlichsten.

Wer wird uns pflegen?

«Sohn, heute sollst du mich auf den Berg hinauf zum Abgrund führen», sagte in früheren Zeiten der alte Skolt-Lappe, wenn er, alt und müde, vom Leben genug hatte. «Ich will gehen, dir Platz machen, ich sehne mich nach Ruhe.» Der Sohn hatte ihm diesen Dienst zu erweisen. Denn vor dem Tod fürchteten sich diese Menschen nicht, bedeutete er doch das Ende aller Mühen und Plagen; in ewiger Wonne waren die Seelen der Toten im Nordlicht vereint. Der alte Lappe hätte sich eher gefürchtet vor

Krankheit, Abhängigkeit, hilflosem Ausgeliefertsein. Es galt in seinem Volk nicht als Sünde, war geachtete Sitte, dem allem auszuweichen, in Würde abzutreten. Unserer Weltanschauung wäre es unannehmbar.

Die alte Frau kann nicht mehr allein essen, ein hilfloses Bündel Mensch liegt sie da, die Augen hellwach. Die Pflegerin hat es eilig, Grossmama schlückelt langsam. Der Brei läuft über Kinn und Hals. Die Pflegerin schimpft, hart und ungeduldig.

Was für Menschen sind es, die unsere Alten pflegen, die uns einmal pflegen werden? Es gibt viel gutes Pflegepersonal. Im grossen alten

Haus hinter dem Ende der Welt führte uns die leitende Schwester herum und man spürte, dass sie ihre alten, oft schwierigen, fast immer undankbaren Pfleglinge aufrichtig gern hatte. Doch auch hier herrscht Personalmangel. Der Direktor muss oft Leute anstellen, die er eigentlich lieber nicht in seinem Haus hätte. Es gibt sehr wenig Leute, die Geduld, Verständnis, Sympathie für alte Menschen aufbringen.

Vor gar nicht so langer Zeit wurde die Kindheit ebenfalls gering geachtet, versuchte man, aus den Kindern, den unvollkommenen Erwachsenen, so rasch wie möglich vollkommene zu machen. Heute weiss man, dass in

dieser Phase unseres Lebens Entscheidendes geschieht, respektiert sie. Dass unser Leben unvollkommen bleiben muss, wenn die Phase des Alters verdrängt, sinnlos wird, wollen wir nicht wissen.

Die beiden unzertrennlichen alten Weiblein mit den runzligen Apfelsichtern nennt man Glückskäfer, weil sie dauernd und ziellos in Bewegung sind. Sie lächeln grundlos, interessieren sich nicht mehr für unsere hastige Welt des Geldes. Sie haben Fühlung mit der anderen Welt, hätten die Primitiven gesagt und sie respektvoll behandelt. Wie wird man uns behandeln in zwanzig, dreissig, vierzig Jahren?

Täglich schleppt sich Frau Michel von der städtischen Alterssiedlung zur nächsten Tramhaltestelle. Ich weiss nicht, ob sie damit eine Kraftanstrengung unternimmt, die bewundernswert ist, oder ob sie nicht vielmehr der Umwelt vordemonstrieren will, in welch erbarmungswürdiger Situation sich die alten Leute befinden. Seit einiger Zeit geht sie nur noch bis zum Trottoirrand und schaut dann mitleiderregend auf den Grossraumwagen, wenn dieser jenseits der Fahrbahn an der Schutzzinsel anhält. Sie sagt kein Wort, aber ihre Augen sprechen Bände und klagen die Gegenwart aufs Schärfste an: Wie soll eine alte, gebrechliche Frau, die sich kaum auf dem Trottoir in Sicherheit fühlt, die Fahrbahn überqueren? Wie soll eine alte, gebrechliche Frau, die sich nur mit Mühe vorwärtsbewegen kann, in ein mit automatisch schliessenden Türen versehenes Tram einsteigen? Wie soll, mit einem Wort, eine alte, gebrechliche Frau sich heute überhaupt noch zurechtfinden?

Das Tram ist nur ein Detail. Die Zeit hat die alten Leute buchstäblich überfahren: Anstelle des früher einmal vertrauten Spezereiwarenladens ist der Supermarket mit der Selbstbedienung getreten, die Milch wird nicht mehr täglich vom Milchmann ins Haus geliefert, nach zehn Uhr abends muss man sich für ein Me-

diament zuerst mit der Notfallzentrale telefonisch in Verbindung setzen und kann die Dienstapotheke bestenfalls mit einem (meistens zu teuren) Taxi rechtzeitig erreichen. Wissenschaft und Technik haben sehr vieles getan, um das Leben komfortabler zu machen, und sie haben in ihren Anstrengungen um seine Verlängerung grosse Erfolge zu verzeichnen — gleichzeitig aber haben sie den so am Leben erhaltenen Menschen das Leben übermäßig erschwert. Hierin liegt der nicht unbegründete Vorwurf jener, denen zusätzliche Lebensjahre geschenkt werden.

Die Entschuldigung, dass ja immer bereitwillige junge und jüngere Menschen in der Nähe seien, um den Alten beim Einsteigen ins Tram, beim Einkauf im modernen Geschäft oder auch beim Besorgen notwendiger Medikamente zu helfen, ist nicht stichhaltig. Zugegeben, die Jugend ist bei weitem nicht so schlecht, wie sie von vielen immer wieder dargestellt wird, aber das Problem liegt nicht dort. Es geht doch ganz einfach darum, dass alte Leute, die dank der modernen Medizin noch relativ rüstig sind und absolut in der Lage wären, nach altväterischen Methoden für sich selbst zu sorgen, in eine Abhängigkeit versetzt werden, gegen die sie sich sträuben. Der alte Mensch will nicht in eine Bevormundung geraten, nur weil

Noch lange nicht genug